

(Nachdruck verboten.)

85]

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Der Grogent holte sein Banknotenpaket heraus und kramte die Scheine aneinander, und erst dieser handgreifliche Beweis machte den beiden Damen recht klar, wen sie da eigentlich vor sich hatten. Keinen Längensichts und Steinewigen Aufstoßes, sondern die Personifikation künftiger Reichthümer.

Die Tante überjah die Sachlage weit rascher als des Agenten Mama. In einem einzigen Augenblicke wurde ihr klar, daß ihre Schreckensherrschaft jetzt definitiv beendet sei. Christian hatte sich derselben ohnehin schon entzogen, Albert war mit einem Schlage freier Herr geworden, und das arme Lamm von Schwägerin würde selbstverständlich durch die Söhne sofort aus der Tyrannei des Magazins befreit werden.

So war es eine feine Taktik, daß sie jetzt ihre Schwägerin in die Arme schloß, sie innig küßte und mit schlichten Worten aussprach, wie dankbar sie alle dem Himmel für die wunderbare Fügung sein wollten.

Das Lamm war erschüttert. Seit zwanzig Jahren und mehr sah sie in der Schwägerin den Typus alles Vollendeten, Energischen, eine Gestalt, die erhaben über menschlichen Schwächen regiert und herrscht. Und diese selbe Schwägerin schloß sie, das alte verschüchternete Lamm, in die Arme und sprach mit ihr, wie mit einem völlig gleichgestellten Wesen. Es war zu viel.

Aber es kam noch mehr. Die Tante ließ Wein aus dem Keller bringen und Apfelsuchen holen, und das Lamm mußte bei alledem ruhig auf seinem Stuhle sitzen bleiben und durfte thun, als ob dergleichen Haushaltsgeschäfte es absolut nichts angingen.

Weiter: die Tante hielt eine kleine Rede auf das Brautpaar. Weiter: sie schnitt von den Blumen am Fenster, die nie und unter keinen Umständen verfehlt werden durften, drei Rosen ab „für die Braut“. Weiter: sie lud Albert und Klemchen zu heute Abend ein und machte dabei einen kleinen albernen Wit, der das Lamm erst sprachlos machte und dann zu Krämpfen von Lachen veranlaßte.

Albert nahm schließlich Abschied, die beiden Frauen aber saßen traulich beim Kaffee zusammen, und die Tante war dabei so liebevoll und gut, daß die arme alte Schwägerin kaum noch aus und ein vor Glück wußte. Man denke, daß die Tante den Kaffee einschleifte, die Tante den Kuchenteller ihr eigenhändig reichte — es war zu viel, zu viel.

Albert kam gegen Abend mit seiner reizenden, vor Glück strahlenden Braut, die von beiden Frauen geküßt wurde, als ob nie ein Kreier'sches Atelier existirt habe. Christian war natürlich gleichfalls zugegen und war zuerst von solcher Frömmigkeit und später von solcher Ausgelassenheit, daß er sogar Scherze zum besten gab und Klemchen damit zu Lachkrämpfen begeisterte. Das war ja überhaupt nicht zu leugnen, daß ein klein wenig Unseinerheit diesem lieben Mädchen immer noch anhaftete, aber heute empfand das niemand, und als sie einmal einen kleinen Scherz erzählte, der erstens keine Pointe hatte und zweitens nicht übermäßig vornehm war, strich die eiserne Tante ihr milde über das blonde Haar, küßte sie auf die Stirn und nannte sie „ihre liebes gutes Kind“.

XXV.

Der Geheimrätthin ging es in keiner Weise gut. Der Delfabrikant und Hedwig ließen aus dem Riesengebirge nichts von sich hören, Klaus und seine edle Gattin standen mit ihr, wie bereits erwähnt, auf dem Kriegsfuße, und um allem die Krone aufzusetzen, hatte die Majorin jetzt in der Geheimrätthin Hansje Quartier bezogen und brachte ungefähr sämtliche Stunden des Tages in deren Zimmer zu. Dasselbe war geräumiger und lustiger als das ihrige und hatte zwei Fenster nach der Straße hinaus, was ausschlaggebend war. Sie las hier der Geheimrätthin das Militärwochenblatt vor und instruirte sie, was heute gegessen werden sollte. Der Willigkeit wegen mußte nämlich die Rätthin für beide kochen, und da die Majorin dreimal in der Woche Gebratenes verlangte und dreimal so viel als ihre Partnerin, war das

für die andere ein nicht nur mühsames, sondern auch finanziell schlechtes Geschäft. Sie versuchte einigemal Widerspruch und Widerstand, hatte aber damit keinerlei Erfolg. Bismeilien litt die Majorin am Bodagra, und in diesem Falle benötigte sie vielerlei: Medicinen, Romane, Kaffeeluchen etc., was zu holen in Ermangelung einer Magd natürlich Pflicht der Geheimrätthin war. Ist war diese daß über sich selbst und ihre lächerliche Willkürigkeit erstaunt und geärgert, aber die Majorin zog die Fägel täglich straffer an und hatte ihre Freundin so brillant eingefahren, daß dieselbe in allen Gangesarten Dreire parirte.

Gelegentlich trat in dem Haushalte der beiden Geldmangel ein. Dann schrieb die Majorin in großartiger Weise einen Check über fünf oder sechs Mark, und die Geheimrätthin mußte zur Bank traben und diese Summe abheben. Gerade dieses kleine Bankkonto gab der Majorin ein enormes Prestige und Uebergewicht. Sie that, als sei sie der letzte Nothanker für die Geheimrätthin, die durch das Bankkonto der Majorin wenigstens vor dem Verhungern immer geschützt sei. Ging man der Sache aber auf den Grund, so erwies sich, daß die Geheimrätthin dabei ein schlechtes Geschäft machte. Für Wohnung zahlte sie mehr, für ihre kleine Portion Essen den gleichen Betrag wie die Majorin, trotz deren um das doppelte größeren Portionen, und jeder Pfennig, der je einmal von der Majorin ausgeliehen wurde, mußte genau verrechnet werden.

Das sogenannte Klatschen ist wohl bei vielen Damen, alt und jung, beliebt, die Majorin aber übertrieb das. Sie ließ an niemand etwas Gutes und hatte es vor allem auf der armen Geheimrätthin Kinder und Verwandte abgesehen. Klaus' Verunglimpfung war ihr Steckpferd, und sie ging ungeheuer sogar so weit, gegen den alten, längst entschlafenen Geheimrath ihre Pfeile zu richten.

Kurz und gut, die einst so mächtige und gegen ihre Töchter tyrannische Geheimrätthin hatte auf ihre alten Tage ihren Meister gefunden. Wer aber in diesem Alter in einem Kampfe stirzt, findet selten noch die Kraft, sich neu aufzuraffen; und wie beim Boxerkampf der Unterliegende bei jedem Versuche, hoch zu kommen, einen mühselosen aber empfindlichen Nasenstüber erhält, der ihn wieder niederwirft — und das mit Grazie einige Duzendmal, bis er liegt und nicht mehr aufsteht und nur noch jappt — ebenso erging es unserer alten Freundin. Sie war so zahm geworden, daß sie dem Delfabrikanten oder der reichen Schwiegertochter ein dargebotenes Futter niedlich aus der Hand gepickt hätte oder auch daß sie wie ein artiges Hündchen am Bändchen zu führen gewesen wäre.

Die Majorin hatte ihren Namenstag — denn sie war katholisch — und man trank nachmittags Schokolade. Sie hatte in den letzten Wochen das Herannahen dieses Namenstages oft erwähnt und dabei ausführlich erzählt, wie reich bei solcher Gelegenheit in katholischen Ländern der einzelne beschenkt werde und wie selbst mäßig streuende Leute sich dort jeder Pfennig absparten, um ihren Freunden an diesem Festtage eine Freude machen zu können. Ferner klagte sie in diesen Wochen häufig über den Mangel an einem Opernglase, vermittelst dessen sie vom Fenster aus die Vorübergehenden mustern könne. Kurz, die Geheimrätthin hatte in den sauren Apfel beißen und ein solches Glas — natürlich alt — kaufen müssen. Die Majorin war, als früh dieses Glas auf ihrer Kaffeetasse lag, gerührt; was aber geschehen sein würde, wenn dieses Glas nicht aufwesend gewesen wäre, sei aus Mitleid für die Geheimrätthin nicht erst erwogen. Den ganzen Tag hindurch benutzten die beiden das Glas, wobei sie leider nicht nur die Passanten, sondern auch das junge Ehepaar vis-à-vis aufmerksam beobachteten. Sah die Majorin durch den Operngucker, so stieß sie plötzlich Entrüstungsrufe aus und that, als ob in des Ehepaars Wohnung das Unerhörteste vorgehe. Die unglückliche Geheimrätthin zitterte dann vor Aufregung und Neugier, bekam sie aber endlich das Glas in die Hand, so war drüben nichts Besonderes mehr zu sehen. Im Glück für alle jenseits der Straße wohnenden Leute thaten den Damen bereits mittags die Augen weh, und als die Majorin nichts mehr recht unterscheiden konnte, behauptete sie ingrinnig, die Geheimrätthin hätte das Glas verschoben und kaput gemacht.

Eben war die Schokolade aufgetragen und der Kuchen angeschnitten, als draußen heftig geläutet wurde. Es war

Klaus. Er schloß die Mama zärtlich in die Arme, was erstens überhaupt nicht seine Gewohnheit war, und zweitens in an betracht des Kriegszustandes doppelt überraschen mußte. Die Majorin beachtete und grüßte er nicht, warf sich auf einen Stuhl, zündete eine Zigarre an und sagte, er komme mit einer unglaublichen Neuigkeit.

Die Geheimrätthin zitterte, denn sie war jetzt äußerst nervös geworden.

„Also erstens: Klara hat ein Kind, einen Jungen.“

Das wußte die Geheimrätthin bereits, denn sie hatte die Anzeige erhalten, ohne natürlich durch Besuch oder Brief darauf zu reagieren.

„Ist das die Kellnersfrau?“ fragte die Majorin, die bei Klaus' rüpelhaftem Benehmen vor Zorn roth und blau geworden war.

Die Geheimrätthin erblaste, Klaus aber maß die Sprecherin mit einem vernichtenden Blick.

„Es ist von meiner Schwester die Rede, Madame, über die meine Mutter und ich uns jede Kritik verbitten.“

Dann zu der Geheimrätthin gewendet, sagte er mit kunstvoller Leichtigkeit: „Es wird Dich interessieren, Mama, daß Klara und Richard alle Aussicht haben, sehr reich zu werden. Ich war heute früh bei ihnen, meine Frau macht morgen dort Besuch. Klara läßt Dich grüßen, auch Richard. Uebrigens wirklich ein netter und guter Kerl. Man sagt, der Alte hat fünf oder sechs Millionen geerbt, es ist fabelhaft.“

Die Geheimrätthin wurde blaß und fing an zu zittern wie Espenlaub.

„Wir wollen nicht darüber streiten, Mama, wer von uns schuld hat, daß Klara und Richard uns fremd geworden sind. Das wird nun alles gut werden, denn Klara sehnt sich nach Dir, und dieser Richard ist ein ganz prächtiger samoser Mensch. Ich besorge ihm alles: eine Wohnung in der Kurfürstenstraße. Möbel, Einrichtung, dann später auch wohl Pferde und so weiter. Was sagst Du dazu? Das ist doch großartig. Wirklich ein lieber Kerl. Wir haben eben eine Flasche Wein zusammen getrunken, piffen. Nun rath' ich Dir, warte nicht erst lange, mach' Dich schnell fertig und fahr' hin; Vorsigstraße 9. Da bleiben sie natürlich nur ein paar Tage noch wohnen. Klara ist etwas schwach, der kleine Bengel ist aber wohl und munter. Richard ist eben aus, ihm eine Amme zu kaufen. Ja, Mamachen, so wechselt's in der Welt, und man soll nie sagen, was 'ne Sache ist.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Glacéhandschuh.

Die Handschuh-Fabrikation nimmt in der Industrie der feinen Lederarbeiten die erste Stelle ein. Frankreich ist die Heimath dieser Industrie, und die Stadt Grenoble, die man als die Wiege des feinen Glacéhandschuhs bezeichnen könnte, noch heute ein Hauptfabrikort dieses Artikels. Durch französische Emigranten wurde die Fabrikation vor etwa zweihundert Jahren nach Deutschland, insbesondere nach Magdeburg, Halberstadt und Erlangen verpflanzt. Von Bedeutung für diese Industrie sind heute ferner die Städte Wien und Prag, in denen sich die Fabrikation für den ausgedehnten Export nach Rumänien, Serbien, Bulgarien und der Türkei konzentriert, sowie Berlin, Brandenburg a. S., Dresden, Allenburg und Arnstadt i. Thür. Frankreich beschäftigt allein an 70 000 Arbeiter, welche jährlich ungefähr 24 Mill. Paare Handschuhe im Werthe von 80 Mill. Franken herstellen, und zwar repräsentiren die jährlich in Grenoble und Umgegend angefertigten Handschuhe allein den Werth von 35—36 Mill. Franken.

So einfach die Herstellung eines Handschuhs an und für sich erscheint, da es sich im wesentlichen nur um das Zuschneiden und Zusammennähen der Lederstücke handelt, so schwierig ist doch die Bearbeitung des Materials. Es verlangt eine so große Sorgfalt, daß die Fachleute unermüdllich ihren Fleiß und ihr Studium auf die Vervollkommnung der Technik richten. Dies erhellt schon daraus, daß seit Anfang dieses Jahrhunderts mehr als achtzig verschiedene neue Maschinen, Werkzeuge, Fabrikationsverfahren auf diesem Gebiet patentirt wurden, darunter u. a. ein genaues Maß- und Nummerirsystem, wodurch im Schnitt und Sitz des Handschuhs eine große Genauigkeit erreicht wird.

Indessen haben doch nur wenige der neuen Maschinen und Vorrichtungen eine größere Verbreitung gefunden, und auch in Grenoble, dem Ursitz dieser Industrie, wiegt die Handarbeit vor. Denn die dem Nähen der Handschuhe vorausgehenden Arbeiten sind derart, daß sie auch durch die vollkommenste Maschine nicht mit der Sicherheit und Sorgfalt ausgeführt werden können wie durch Menschenhand.

Zur Verwendung kommen Ziegen- und Lammfelle, und zwar werden für die feinsten, zartesten Glacéhandschuhe, wie sie ins-

besondere Frankreich liefert, die geschmeidigen Felle der Jungziegen verwendet. An der Lieferung sind fast alle Länder Europas theilhaftig, aber auch diese vermögen den ungeheuren Bedarf nicht zu decken, so daß auch aus überseeischen Ländern viele tausend Felle alljährlich eingeführt werden.

Das brauchbare Fell eines jungen Thieres liefert im allgemeinen das Material für nur vier Stück Handschuhe. Grenoble fertigte allein im Jahre 1892 1 200 000 Duzend, zu deren Herstellung nicht weniger als 7 200 000 Felle erforderlich waren, eine Quantität, die Frankreich allein gar nicht im Stande wäre, zu erzeugen.

Die Zubereitung der Felle erfolgt in meist selbstständig betriebenen Weißgerbereien, die u. a. in Berlin zu besonderer Blüthe gelangt sind. In diesen Gerbereien werden die Felle von allen Haaren und allen unreinen und schädlichen Bestandtheilen befreit und weich und dehnbar gemacht, damit sie sich den mannigfachen Formen der Hände leicht anpassen. Bei der großen Verschiedenheit der Hände ist es auch, dem geschicktesten Arbeiter nicht möglich, schon durch systematisches Zuschneiden der Lederstücke alle Besonderheiten der Menschenhand zu berücksichtigen.

Die gegebenen Felle werden hierauf von besonders erfahrenen Arbeitern nach Form, Feinheit und Dehnbarkeit geprüft und je nach ihrer Beschaffenheit für ihre weitere Behandlung, insbesondere mit Rücksicht auf die vorzunehmende Färbung sortirt. Ein fleckiges und minderwerthiges Leder ist nämlich nicht allein zur Herstellung feinerer Handschuhe, sondern auch für alle helleren Farbensancen ungeeignet.

Sind die Felle den Färbemitteln entnommen, gewaschen und getrocknet, so werden sie von neuem sortirt, wobei alle etwa noch mit kleinen Fehlern behafteten ausgeschieden und zur Herstellung der sogenannten schwedischen Handschuhe verwandt werden. Diese unterscheiden sich von den Glacéhandschuhen lediglich dadurch, daß sie nicht die glatte, sondern ihre rauhe Seite (Fleischseite) nach außen kehren.

Nach dem Färben beginnt das „Doliren“ der Felle, das heißt sie werden mit ihrer glatten Fläche auf einer Marmorplatte ausgebreitet, und alle Unebenheiten, Knoten, Verdickungen u. s. w. mit einer breiten und sehr scharfen Klinge weggeschliffen oder abgeschabt, bis ein völlig gleichmäßig dünnes und glattes Leder von möglicher Feinheit und Elastizität zurückbleibt. Die Arbeit verlangt gleichfalls geschickte und wohlgeschulte Leute; denn durch einen einzigen ungeschickten Handgriff kann leicht ein ganzes, werthvolles Fell verdorben werden.

Nach dem Doliren wird das Leder in Streifen von reichlich doppelter Handbreite geschnitten, und die einzelnen Stücke, „Etablions“ genannt, in der Längsrichtung möglichst weit ausgereckt, während dies in der Breitenrichtung mit Rücksicht auf die spätere Dehnbarkeit des Leders unterbleibt.

Dieser Manipulation folgt das Zuschneiden, das früher stets mit der Handheere nach vorgezeichneten Umrissen geschah. Um die Mühe des Zeichens zu eriparen, kamen dann Blechpatronen in Gebrauch, die durch Eindringen in das weiche Leder die Umrisse sichtbar machten. Diese einfache Vorrichtung findet in kleinen Werkstätten noch heute Verwendung, während in allen größeren Fabriken das Zuschneiden des Leders durch das sogenannte Ausschlageisen erfolgt, das die Vorzeichnung ganz entbehrlich macht und fünf- bis zwanzigmal mehr leistet als ein Arbeiter mit der Handschere.

Dieser Apparat besteht aus einem Brett, auf dem scharfe Näherne schneiden derart angeordnet und befestigt sind, daß sie die Umriffe des Zuschnitts einschließlich der Konturen für das Daumenloch oder des separat herzustellenen Daumenstückes bilden. Für jede Größennummer ist natürlich ein besonderes „Fach“ erforderlich, sodaß der Apparat ziemlich umfangreich und kostspielig wird und daher für Fabriken mit kleinem Umsatz nicht geeignet ist.

Es werden nun je vier bis sechs Etablions auf das Fach gebracht, durch eine besondere Presse auf die Schneiden gedrückt und auf diese Weise gleichzeitig und völlig korrekt ausge schnitten.

Das Zusammennähen der so hergestellten Ober-, Untertheile und Daumenstücke erfolgt unter Verwendung von Seide häufig durch kleine, sinnreich konstruirte Nähmaschinen, die in größeren Fabriken mit Dampf betrieben werden und der Arbeiterin ermöglichen, sämmtliche Nähte und Ziermuster, die irgend zur Fertigstellung der Handschuhe jeder Qualität erforderlich sind, auszuführen. Extrafine Stücke, die eine ganz besondere Sorgfalt verlangen, werden jedoch meist mit der Hand genäht, und zwar bedient man sich zu diesem Zweck einer kleinen Hilfsvorrichtung, die den empfindlichen Stoff festhält, ihn vor zu häufiger Berührung mit fetten oder schweißigen Händen schützt und zugleich die Ausführung völlig gleichmäßiger Stiche ermöglicht. Es ist dies eine breite, auf einem kleinen Tischchen befestigte Zange, deren Backen durch eine Feder fest geschlossen werden, jedoch zum Einschleiben des Leders durch ein Trittbrett mit Zugschnur geöffnet werden können. Die Backen, über die das Lederstück soweit hinaustritt, wie zur Bildung der Naht erforderlich, sind fein gezähnt.

Die Näherin durchsticht das Leder stets zwischen zwei Zähnen, wodurch die Naht ein völlig gleichförmiges Ansehen erhält.

Das Nacharbeiten oder „Dressiren“ der genähten Handschuhe besteht im Gerabziehen der einzelnen Theile, im Niederlegen der Nähte und im Pressen der Handschuhe, die zu diesem Zweck zuvor in feuchte Tücher geschlagen werden.

Nach allen diesen Manipulationen werden die Handschuhe noch-

maß fortirt, dann nach Qualität und Größe mit Nummern und mit dem Stempel des Geschäftshauses, in dessen Auftrag sie angefertigt sind, versehen und zum Versand verpackt. —

Frisz Heine.

Kleines Revillon.

— Das Ehrenwort im Zola-Prozess. Wie im Zola-Prozess mit Ehrenworten herumgeworfen wird, das schildert Capuis im „Figaro“: Ein Zeuge (zeigt auf den Zeugen der Gegenpartei): „Der Herr hat gelogen.“ — Der andere Zeuge: „Der Zeuge, welcher behauptet, daß ich gelogen habe, hat selbst gelogen.“ — Der Präsident: „Sehr gut.“ — Erster Zeuge: „Ich will den Gerichtshof aufklären. Ich gebe mein Ehrenwort, daß der Herr gelogen hat.“ (Bewegung.) — Zweiter Zeuge: „Und ich, um zu beweisen, daß der Zeuge, welcher mich der Lüge zeugt, unverschämt gelogen hat, gebe nicht nur ein Ehrenwort, sondern zwei.“ (Bewegung, diesmal anhaltend.) — Der Präsident (bei Seite): „Was wird er wohl darauf sagen?“ — Erster Zeuge: „Zwei Ehrenworte! Glaubt der Herr mich damit ins Wackhorn zu jagen? . . . Nun wohl, mit ruhigem, ganz und gar ruhigem Gewissen gebe ich nicht zwei Ehrenworte, ich gebe drei!“ (Unbeschreibliche Aufregung.) — Der Präsident (neigt sich zu einem Richter, leise): „Er hat doch auf alles eine Antwort.“ — Zweiter Zeuge: „Von dieser Seite sind vier Ehrenworte.“ — Erster Zeuge: „Fünf!“ — Zweiter Zeuge: „Ich gebe sechs!“ — Erster Zeuge: „Sieben!“ — Zweiter Zeuge: „Acht!“ (Große Spannung.) — Der Präsident (mechanisch): „Bietet niemand mehr? Zum ersten, zum zweiten und zum.“ — Erster Zeuge: „Neun!“ — Zweiter Zeuge: „Zehn!“ — Erster Zeuge (mit gewaltiger Anstrengung): „Fünfzehn!“ — Zweiter Zeuge: „Fünf und zwanzig.“ — (Die Sitzung wird fortgesetzt.) —

— Eine heiße Luftwelle in Australien. Ein heißer Luftstrom überfluthete kürzlich ganz Victoria und Südaustralien, übersprang die Tasmanische See und übte seine zerstörende Wirkung in der fruchtbaren gebirgigen Insel Tasmanien aus. Das Thermometer stieg auf 153 Grad Fahrenheit, also etwa 53 Grad Réaumur im Schatten. Tod oder Krankheiten waren die Folge. In Melbourne und Adelaide dauerte diese hochgradige Temperatur mehrere Tage, und in ersterer Stadt starben allein 85 Menschen am Hitzschlag, in Adelaide soll die Zahl noch größer sein. Schafe und Kinder stürzten zu tausenden, und Buschfeuer, die überall aufsprangen, vermehrten die Schrecken. Die größten Verluste hatte die Insel Tasmanien. Sie ist das beliebteste Reiseziel aller australischen Vergnügungsreisenden. Doch allen, die den Anfang des Jahres 1898 dort erlebt, wird es unvergessen sein. Ein jeder Besucher kennt die Schönheiten in der Umgebung von Hobart, doch was eine Woche vorher noch ein Paradies war, ist heute eine rauchende Ruine. Es scheint, als ob die vernichtende Gewalt der heißen Luftwoge sich hier förmlich konzentriert habe. Flecken und Dörfer, Gärten und Farmen, Kirchen und Villen, alles, was menschliche Arbeit und Kunst geschaffen, ist zerstört zugleich mit den Schönheiten der Natur durch den furchtbaren, sich über einen großen Theil der Insel dahinwälzenden Waldbrand. Wo sie nur irgend vermochten, suchten die unglücklichen Bewohner Rettung. Viele vermochten jedoch nicht mehr zu fliehen, und über ihre todtten Körper jagten die Flammen dahin. Personen, die in der Frühe fortgefahren, wurden vom Feuer überrascht und kamen darin um. Selbst die Geschwindigkeit des Zweirades vermochte sie nicht zu retten. Neben denselben fand man die verkohlten Leichen. Viele werden vermißt. Endlich kam Regen und machte der Zerstörung ein Ende. Das Feuer brach am Sylvestertage in der Nähe von Wellington aus und verbreitete sich von da in unglaublicher Geschwindigkeit über das weite fruchtbare Thal bis an das Meer. Der Rauch an der Küste war so furchtbar, daß die Schiffe auf Meilen hinaus in See davon eingeschüllt waren. —

Theater.

— Ostend-Theater. Direktor Weiß trat vorgestern mit der Urania in Konkurrenz, indem er den lebhaftigen Nordpol auf die Bühne brachte. Das neue Ausstattungsstück „Unter der Polarsonne“ wimmelt nur so von Eiszshollen, arktischen Raubthieren und frostigen Wägen. Letztere werden von zwei Zeitungs-Berichterstattern gerissen, die auf einer modernen Entdeckungsfahrt natürlich nicht fehlen dürfen. Eine Nordpol-Reise ist nun selbst im Ostend-Theater immerhin nichts Kleines, und man sollte meinen, daß die muthigen Männer, die sich dafür opfern, mit ihrer lebensgefährlichen Aufgabe allein schon genug zu thun hätten. Wer so denkt, kennt aber die Verfasser des Stückes, die Herren Sondermann und Wischof, schlecht. Sie bringen nicht allein ein Schiff auf die Bühne, sondern machen auch die Handlung dramatisch bewegt, indem sie sowohl die Liebe als auch die Vöshäftigkeit der Menschen dort oben in den Eisregionen eine beträchtliche Rolle spielen lassen. Es ist aber schön, daß das gespannt lauschende Publikum in seiner Erwartung nicht getäuscht wurde. Der niederträchtige Kerl, der die Ermordung des edlen Rheders der nordpolentdeckenden „Europa“ auf dem Gewissen hat, findet durch einen Pistolenschuß einen qualvollen Tod; dem übrigen hochanständigen Theil der Schiffsbesatzung aber winkt nach endlicher Heimkehr wohlverdienter Liebesthron. Das in seiner Art gut dar-

gestellte Stück wurde natürlich mit rauschendem Beifall aufgenommen, und Herr Direktor Weiß wird für die nächste Zeit gewiß auf volle Häuser rechnen können. —

Kunst.

— Die Zahl der in den Wiener Gallerien und Sammlungen befindlichen, beachtenswerthen Bilder schätzt der Kunsthistoriker Frimmel auf rund 10 000. In der kaiserlichen Gemäldegallerie befinden sich 2652 katalogisirte Bilder, in der Gallerie der Akademie 1185 und in der Lichtenstein'schen Gallerie 889. Raffael's Madonna im Grünen schätzt Frimmel auf ungefähr eine halbe Million. Nicht viel weniger Werth hat heute der große Rembrandt in der Gallerie Schönborn. Die Tizian, Tintoretto, Rubens, Van Dyck, Velasquez, Dürer, Holben stellen meist jeder für sich gleichfalls ein ganz bedeutendes Kapital dar. Dann noch die ältesten Niederländer, die Brueghels und ihre Gruppe. Besonders reich ist Wien an Vlaemen, an Holländern und an Deutschen aus mehreren kunsthistorisch wichtigen Zeitabschnitten. Unter den Italienern herrschen die alten Venezianer im weiteren Sinne unbedingt vor; wenig Spanier, noch weniger schwedische Maler, vielmehr Franzosen aus verschiedenen Zeiten, einige Engländer. —

Aus dem Alterthum.

— Aus ägyptischen Schutthäusen. Die Alterthumsforschung wird immer bescheidener in ihren Anforderungen. Sucht sie in Griechenland noch Königspaläste, Tempel und kostbare Marmor-Skulpturen zu finden, so begnügt sie sich in Ägypten unter Umständen mit dem Durchsuchen der Schutthäusen antiker Städte und Dörfer. Was man dabei finden kann, lehrt der neueste Bericht des englischen Vereins zur Erforschung ägyptischer Alterthümer, des Egypt Exploration Fund, dem wir auf grund eines deutschen Referats folgendes entnehmen. Der Verein hat durch den bekannten Papyrus-Finder Petrie die Ruinen der Stadt Oxyrynchos, die den Verlehr zwischen dem Nilthal und den Oasen vermittelte, erforschen lassen. Gefunden wurden die Reste einer Stadt und einer Nekropole mit ärmlichen Gräbern, in denen die Leichen theilweise Masken aus bemaltem Gips hatten, der aber zu Staub zerfiel bei Zutritt der Luft. Die Stadt selbst zeigt wenig zahlreiche und wenig interessante Hausruinen, nur wenige Steinbauten und verfallene Zehnmauern; der Inbald der Häuser hat durch Grundwasser stark gelitten. Nur etwas fand man, nämlich eine Stelle, auf der im Alterthum Schutt abgeladen wurde. Solche Orte gab es natürlich in jeder Stadt, wo Berge von Abfällen aller Art, Scherben und Thongefäße, zerbrochene Geräthe und Waffen, zerrissene Kleidungsstücke, Lumpen, Unrath und Reste von zerrissenen Papyrus- und Pergament-Handschriften hingeworfen wurden. Interessant werden sie für uns durch die Papierfetzen. Denn sie stammen aus den Ortsarchiven, wo nicht nur öffentliche, sondern auch Privaturkunden jeder Art, also Testamente, Verträge und daneben auch wohl literarische Werke, die vielleicht eine kleine Gemeindebibliothek bildeten, aufbewahrt wurden und wo nach Ablauf bestimmter Zeiträume die alten Akten zu Makulatur gemacht, d. h. weggeworfen wurden. Man packte sie zu dem Zwecke in Körbe und schaffte sie auf den Schuttberg. Hier wurden sie bisweilen in Brand gesteckt, doch hat das Feuer meist nicht viel geschadet, weil es keine Luft hatte. Zuletzt warf man auch wohl noch Schutt darüber. Auf diese Weise haben sich die meisten unserer Papyrus-Urkunden erhalten, nur wenige hat man in Gräbern oder Häusern wiedergefunden. In Oxyrynchos nun haben sich sogar die Körbe erhalten, in die man die Makulatur gepackt hatte, und es sind aus ihnen außer mehreren Hunderttausenden einstweilen unbenutzbarer Fragmente etwa 2000 Aktenstücke in griechischer Sprache (daneben andere in arabischer, koptischer, ägyptischer und lateinischer Sprache) aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten nach Oxford geschafft worden. Vom kaiserlichen Edikt an bis zur gelegentlichen Notiz eines Bauern ist so gut wie alles vertreten, was überhaupt aufgeschrieben werden kann, Verträge, Miettskontrakte, Petitionen, Briefe, Testamente, Zahlungsbefehle, Rechnungen, Quittungen, Steuerlisten, Berichte über Gerichtsverhandlungen, Peroskope, magische Formeln, Gebete u. s. w.“ Ein besonderes Interesse erregen noch die Stücke literarischen Inhalts, darunter sind das erste Kapitel des Matthäus-Evangeliums, Stücke der Acta des Paulus und der Thella, zahlreiche Fragmente von Homer-Handschriften, vom König Oedipus, des Sophokles, von Iyrischen Dichtern, 50 Verse aus einer unbekanntem Komödie, sechs Kapitel aus dem vierten Buche des Thucydides, Theile aus Xenophon, Plato, Sokrates, Demosthenes u. a. m. („Alln. Btg.“)

Aus dem Thierreiche.

— Ueber die Frage, ob der Elefant seinem baldigen Aussterben entgegensteht, oder ob Afrika noch viele Geschlechter mit den kostbaren Zähnen versorgen werde, geben die Ansichten auseinander. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß in den gewaltigen Länderräumen des Innern noch große Heerden der riesigen Dickhäuter ein ungeförtes Dasein führen, da der Eingeborene mit seinen kümmerlichen Waffen ihnen nur schwer bekommen kann. So weit aber die Feuerwaffe vorgedrungen ist, da verschwindet auch der Elefant. Die vermehrte Ausfuhr legt schon Zeugniß davon ab, daß alljährlich eine größere Menge Elefanten getödtet wird, und das Durchschnittsgewicht der Zähne beweist, daß die Nachstellung in den erschlossenen Jagdgründen immer größer, und

das Alter der Thiere immer geringer wird. Die Statistik über das durchschnittliche Jahrgewicht giebt hier eine interessante Erläuterung. Im Jahre 1881 war das Durchschnittsgewicht eines Zahnes noch 22,52 engl. Pfund, im Jahre 1886 nur noch 16,9. Dabei nimmt das Verhältniß der Zahl der kleinen Zähne zur Gesamtmenge von Jahr zu Jahr zu. Das beweist also, daß mehr junge Thiere getödtet werden, als früher, weil die alten in Folge der stärker betriebenen Jagd seltener geworden sind. Von 1889—1896 fiel das Durchschnittsgewicht eines Zahnes von 12,5 stetig und erreichte 1896 schon 6,4 Kilogramm, und dementsprechend sanken auch die Preise für das Kilo von 28,24 Franken auf 15,82 Franken. —

Aus dem Thierleben.

u. Kampf zwischen Spinne und Wespe. Im allgemeinen begnügen sich die Spinnen, kleinere Fliegen- und Mückenarten als Nahrung zu verwenden; hin und wieder lassen sie aber auch ein größeres Insekt, das sich im Spinnweben gefangen hat, nicht wieder entweichen. H. M. Barrington sah vor einiger Zeit, daß eine große Wespe in die Fäden eines Spinnwebes gerathen war; während sie sich bemühte, sich zu befreien — und es war ihr schon beinahe gelungen —, näherte sich die Spinne und schleuderte aus ihrem Leibe einen Faden gegen die Gefangene, der wie ein Lasso das Bein umschürte; die Wespe versuchte, den Fuß frei zu machen, da schob die Spinne einen neuen Faden, der den Kopf der Wespe festsetzte, und um war sie verloren: die Spinne bewegte sich um das zappelnde Thier herum und spann dasselbe in immer dichter gelagerte Fäden ein, bis es schließlich aussah wie ein Koton; als die Spinne dann sicher war, daß die Wespe todt sei, verzehrte sie den fetten Bissen. —

Aus der Pflanzenwelt.

io. Eine wichtige botanische Forschungsreise hat ein englischer Gelehrter Walter Siche in Klein-Asien ausgeführt. Die Reise erstreckte sich besonders auf das Gebirgsland des Laurus in den alten Provinzen Cilicien und Cappadocien. Der Botaniker hat über 10 000 Exemplare verschiedener Pflanzenarten gesammelt, darunter namentlich Alpenpflanzen. Es werden besonders erwähnt zahlreiche verschiedene Arten von Asphodelus (Affodill), einer Pflanzengattung aus der Familie der Lilien, mit der sich die alten Griechen die Gefilde der Seligen geschmückt dachten, ferner viele Arten von Colchicum (Zeilose), von Fritillaria (Becherblume), von Iris (Schwertlilie) und Galanthus (Schneeglöckchen). Die vielen neu gefundenen Abarten dieser Pflanzen sollen nach der Absicht des Gelehrten eine wesentliche Bereicherung für die englische Blumenzucht abgeben. —

Bergbau.

— Der „Blackdamp“ in den Kohlengruben. Neben den „Schlagenden Wettern“ tritt in den englischen Kohlengruben noch ein anderes Grubengas auf, das den Namen „Blackdamp“ führt, aber im Gegensatz zu den ersteren nie Explosionen bewirkt. Dieses Gas entwickelt sich mit Kohlenfäure zusammen entlang der Streckensole und wurde mit dieser lange verwechselt. Eine vollständige Analyse des Gases wurde vor den Untersuchungen Atkinson's nicht ausgeführt. Aus diesen hat sich ergeben, daß der „schwarze Schwaden“ ein ungefähres Gemenge von 38 pSt. Stickstoff und 12 pSt. Kohlenfäure ist. Die Kohlenfäure entwickelt sich nach Ansicht Atkinson's nicht ganz aus der Kohle, wie das Schlaggas, sondern entsteht durch Lufterwirkung auf die Kohle; der „Blackdamp“ verdankt seine Bildung der durch die Kohlenoxydation entwickelten Wärme. Dieses Gas wirkt auf den Menschen und die Lampe nachtheilig, nicht durch seinen Kohlenfäuregehalt, sondern weil es, mit der Luft vermenget, dieser einen Theil Sauerstoff entzieht. Letzterer ist nöthig zur Oxydation des durch die Lufterwirkung auf die Kohle erzeugten Kohlenoxyds und zur Umwandlung desselben in Kohlenfäure. —

(Prometheus)

Technisches.

— Die erste Kabelbrücke Deutschlands. Die neue Brücke über die Argen, welche bei Langenargen in den Bodensee fließt, ist dem Verkehr übergeben worden. Es ist eine Kabelbrücke von 72 Meter Spannung, die erste Brücke dieses Systems in Deutschland. Die tragenden Konstruktions-Theile, an welchen die Brücke aufgehängt ist, sind zwei Drahtseile (Kabel), wovon jedes derselben über zwei Thürme gespannt und an beiden Enden verankert ist. Jedes der Kabel hat eine Länge von 130 Meter, einen Durchmesser von 13,5 Zentimeter und ein Gewicht von 290 Zentner. Auf den in einem Hohlraum befindlichen Verankerungskörpern, welche auf die Weise jederzeit kontrollirbar sind, befinden sich Felsgruppen und Urgefäße zur Beschwerung; diese gewähren mit den vier Thürmen von 12 Meter Höhe einen malerischen Anblick. Die frühere Brücke wurde im März 1896 durch Hochwasser zerstört. —

— Die elektrische Bläulich-Lampe leidet an dem Nachtheil, daß der dünne glühende Kohlenfaden unangenehm auf das Auge wirkt, und außerdem die Lichtquelle keine gleichmäßige Helligkeit ausstrahlt. Man hat diesem Uebelstand in verschiedenster Weise durch Anwendung mattirter Glasbirnen oder geschliffener Glasgloden abzuhelfen versucht, doch werden dadurch natürlich erhebliche Mehrkosten hervorgerufen. Einem Amerikaner ist es nun, wie die „Köln. Volksztg.“ mittheilt, gelungen, durch ein einfaches

Verfahren die Glasbirnen selbst mit einer inneren Riffelung zu versehen, welche den Zweck erreicht, die Lampe geschliffen erscheinen zu lassen. Der Vorgang ist folgender. Das Innere der Glode wird durch einen geriffelten Preßstempel in einer Vorform mit einer Riffelung versehen und wird dann in einer zweiten Form fertig gelassen. Die äußere Fläche bleibt dabei vollständig flach und glatt und gänzlich durchsichtig. Ebenfalls sind die Seiten der so gebildeten Prismen an der Innenfläche ganz durchsichtig und können ziemlich nahe an einander stehen, ohne daß dieselben unbedeutlich werden. Durch die so erzielte Rückverfugung und Brechung der Lichtstrahlen wird erzielt, daß bei dem Betrachten der Lichtquelle dieselbe beträchtlich vergrößert erscheint und daß Licht selbst gedämpft wird. —

Humoristisches.

— Der Urrentone und der Herr aus Kattowitz. In einem Feste des Breslauer Bajuwaren-Vereins, so wird dem „Simplicissimus“ geschrieben, war auch unter anderen Gästen ein Professor der dortigen Universität geladen. Der Professor, ein lebendiger Gegner des todtten Heinrich Heine, ist ein Deutschhämmer und behauptet, direkt von Teut und Schinderhannes" abzustammen. — Kaum in den Bazarklub eingetreten, springt er auf einen bereitstehenden Katheder und hält eine zündende Rede, worin er von teutscher Art und teutscher Sitte, von teutschem Frau'n und teutschem Wein, von teutscher Kraft und Herrlichkeit begeistert schwärmt. Da, in diesem Augenblick thut sich die Saalthür auf und herein tritt ein Mann von herrlichem Wuchs. Ein blonder Vollbart umrahmt das Gambrinusgesicht, das sich bücken muß, um nicht an das Thürgefüß anzustoßen. Der Professor sieht's, unterbricht seine Rede und pathetisch ruft er aus:

„Sehen Sie, meine Herren, der hier ist in meinen Augen die Verkörperung des germanischen Schönheitsideals! Schauen Sie nur die markige, wichtige Bajuwarengestalt!“
In höchster Emphase springt er vom Katheder, umarmt den Fremdling und läßt ihn auf beide Wangen. Dann, wieder Bekümmert vom Scheitel bis zur Sohle, läßt er ihn los und stellt sich vor: „Geheimrath X. Y.“
Und tief, tief neigt sich auch der Fremde:
„Rechtsanwalt Poewy aus Kattowitz.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Eine wuthige That vollbrachte ein Schulknabe in Posen. Als am Sonntag eine Anzahl Knaben sich auf dem Ranbeise der Cybina tummelte, brach ein 14jähriger Knabe ein fünf Spielgerathen, die ihn wieder herausziehen wollten, brachen ebenfalls ein. Nunmehr sprang der 13jährige Pierchalski in das Wasser, das ihm bis zu den Achseln ging, und zog mittels zweier zusammengebundener Schlittschuhen einen nach dem anderen der Berunglückten aus dem Wasser. —

— Der berühmte tausendjährige Rosenstock an der Spitze des Domes zu Hildesheim ist von einem Schädling befallen, der sich über den ganzen Strauch verbreitet hat. Man versucht, den Strauch noch zu retten. —

— In der Garnison von Saarbrücken sind viele Soldaten an der Grippe, Augenentzündung u. s. w. leicht und schwer erkrankt, von einem Regiment allein über 300. —

— In Ludwigshafen erlitt ein Maurer einen Wittwer, der mit seiner Frau ein Verhältniß unterhielt. —

— Helsingfors, 17. Februar. Gestern Nachmittag brach bei Schneesturm an der Dülkäste im Finnischen Meerbusen plötzlich das Eis, und 240 Fischer sowie mehrere Pferde wurden auf Schollen ins Meer hinausgetrieben. Wie heute aus Wiborg gemeldet wird, wurden 40 der Fischer gerettet; das Schicksal der übrigen ist noch nicht bekannt. —

— Der Fall Dreyfus-Jola hat die Phantasie der französischen Chansonsdichter mächtig angeregt. In Paris sind der Zensur in einem Monate über 100 Lieder über Dreyfus vorgelegt worden. —

— Nach einer amtlichen Statistik wurden im vergangenen Jahre von den 116 Bergwerken Belgiens, die im Betriebe waren, 21 1/2 Millionen Tonnen Steinkohle gefördert gegen 21 Mill. im Jahre 1896. Die Zunahme beträgt genau 282 259 Tonnen. —

— Den gesetzgebenden Körperschaften in Belgien und England liegen augenblicklich Gesetzentwürfe vor, die einen behördlichen Schutz der Pflegekinder herbeiführen und besonders der sogenannten Engelmacherei ein Ziel setzen sollen. —

— Der Gesamtwerth der nach England importirten Butter beläuft sich auf 14 1/2 Millionen Pfund Sterling, wovon Dänemarks Ausfuhr allein 6 1/4 Millionen ausmacht. —

— Der auf der Fahrt von Marseille nach Colon begriffene Dampfer „Fischat“ ging am Mittwoch früh am Anaga-Rap vollständig verloren. Der Kapitän, der erste Offizier und elf Schiffsleute wurden gerettet, 49 Passagiere und 38 Schiffsleute sind umgekommen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 20. Februar.